

**Historische Anthropologie. Kultur Gesellschaft Alltag, 7. Jg., 1999 (3 Hefte), 501 Seiten und 8. Jg. 2000 (3 Hefte), 478 Seiten**

Im vertrauten Design und in vertrauter Pluralität präsentieren sich auch die Jahrgänge 7 und 8 der *Historischen Anthropologie*. So vielfältig AutorInnen und Themen, Zugänge und Methoden sind, die Repräsentationsformen allein sind nach wie vor recht einheitlich – lassen sich problemlos in die dafür vorgesehenen Kategorien Aufsätze, Forum, Lektüren, einordnen. Hier werden keine Experimente unternommen. Beide Jahrgänge bieten viele Übersetzungen, das Spektrum der AutorInnen ist merklich internationaler geworden.

1999 begleitet eine Abbildung (wie immer in einem Ausschnitt und bearbeitet) der Versuchung des hl. Antonius von Hieronymus Bosch durch das Jahr. Dieses Cover verbindet mit dem ersten Aufsatz, Wolfram **Aichingers** *Das Schwein des heiligen Antonius*. Der Text über einen Brauch „in einem spanischen Dorf“ (1) basiert zum einen auf Feldforschung, vor allem in Almendral, zum anderen auf einer ausgiebigen Beschäftigung mit dem Antoniter Orden (einem wichtigen Teil der Spitalorden-Bewegung des Hochmittelalters) sowie mit ‚schöner‘ Literatur. Aichinger geht es um Fragen der Vermittlung und Ausbreitung kultureller Formationen und im Gegenzug darum, wie erfolgte Zuordnungen, Standardisierungen und Monopole wieder aufgesplittert und variiert wurden, also auch um Prozesse der Neuaneignung oder Umwertung. Auf der Fährte des Antoniussschweins durch Raum und Zeit wird ein „Netz aus Symbolen, Praktiken und Mentalitäten“ (31) sichtbar gemacht, das zum Teil schräg zu gängigen Ordnungsmustern, etwa Mittelalter/Neuzeit, Zentrum/Peripherie oder Hochkultur/Popularkultur liegt. Wichtig ist zudem das Spannungsfeld von Kontinuität und Wandel – nicht nur wegen dieses Bezugs zu einem lange sehr wichtigen Forschungsfeld in der Volkskunde eine sehr gewinnbringende Lektüre. Die Gedanken bleiben im romanischen Raum und bei Religionsgeschichte denn Ulrike **Krampl** stellte Überlegungen zu Religiosität, Schriftlichkeit und Geschlecht an. Im Zentrum steht eine religiöse Gruppe im Paris des 18. Jahrhundert, deren Mitglieder dem Jansenismus (eine Augustinus-Auslegung, die in Konflikt zu weiten Teilen der katholischen Kirche stand) folgten. Einige Mitglieder der Gruppe eigneten sich zur „Konvulsion“, fungierten als Medium für Gottes Wort. Galten diese Leute der weltlichen und geistlichen Obrigkeit als Betrüger oder Fanatiker, so sorgten die Konvulsionen, diese direkten Mitteilungen Gottes, in Gesellschaft und Politik für einiges Aufsehen, insbesondere da vielfach auch Frauen Gottes Wort führten. Der Jansenismus und seine AnhängerInnen lagen quer zur Ordnung von Kirche und Staat, die Niederschriften der Konvulsionen stellten für deren Schriftlichkeit eine Bedrohung dar.

Hernach geht es um serbische Politik und deren Nutzung bäuerlicher Symbole – vom bäuerlichen Riemenschuh bis zur Gusla, einem Streichinstrument, sind diese wichtiger Bestandteil politischer Rhetorik. Slobodan **Naumović** zeichnet die Geschichte dieser Indienstnahme für politische Kommunikation in der Vergangenheit (seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts) und bis zu den Wahlkämpfen serbischer Parteien 1992 nach. Überwiegend sollte ‚Bäuerliches‘ Hochstimmung erzeugen, wurden ‚die Bauern‘ als negativ konnotiertes Symbol gebraucht, war dies meist von ethnischen Ressentiments begleitet. Brigitte **Studer** und Berthold **Unfried** analysieren anhand westeuropäischer KommunistInnen, die in den 1930er Jahren zahlreich in die Sowjetunion emigriert sind, *Mittel und Formen stalinistische Identitätsbildung*. Dazu verwenden sie Material aus 1991 zugänglich gemachten Archiven nicht (wie üblich) im Sinn klassischer politischer Geschichtsschreibung, sondern zur Analyse des Stalinismus als Lebensform, als Ensemble sozialer Praktiken, die Sinnzusammenhänge produzierten. Der Dynamik von Neugestaltung von Mensch und Gesellschaft konnte sich niemand widersetzen. Das Alltagsleben war in diesem System keine Privatsache, private ‚Verfehlungen‘ gerieten zu schweren politischen Fehlern, die dementsprechende Sanktionierung erfuhren. Offen zugänglich und allgemein sichtbar, so sollte der ganze kommunistische Mensch sein – „Verbergen und Verstellen wurden zur Gegenstrategie des Individuums.“ (108)

Burkhard **Schnepel** bringt einen fachhistorischen Beitrag zum Verhältnis von Ethnologie und Geschichte, konzentriert auf Standortbestimmungen der britischen „Social Anthropology“ im Lauf der Zeit. Nebenbei referiert er über Disziplinkulturen, Konkurrenz und ihre Folgen, über Paradigmen und deren Wechsel, zentrale ProtagonistInnen und fasst deren wichtigste Themen und Kernaussagen in Grundzügen zusammen. Interessant im Anschluss daran ist Ulf **Brunnbauers** Beschreibung der Situation und des Stellenwerts von Historischer Anthropologie in Bulgarien. Brunnbauer schildert *Die schwierige Geburt eines neuen Konzepts*. Ebenso im Forumsteil von Heft 1 findet sich ein Artikel von Reinhard **Johler** zu bäuerlichem Kreditwesen im Alpenraum (als Vorbemerkungen [?] zu einer „economic anthropology“). Johler propagiert die üblicherweise hochritualisierten Kredit-Anlässe (etwa Tage der Schuldtilgung wie „Martinimarkt“, „Katharinentag“, „Thadigungs“) zwischen Kultur und Ökonomie zu analysieren, beziehungsweise eine Synthese der – meist getrennten – Sichtweisen anzustreben. Die Ausstellung „Prometheus. Menschen, Bilder, Visionen“ bespricht Gottfried **Korff** und rezensiert zugleich den von Richard van Dülmen herausgegebenen Begleitband „Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500-2000“.

Für Heft 2 bearbeitete Annemarie **Kinzelbach** Archivalien aus dem süddeutschen Raum, um der Rolle von Frauen im frühneuzeitlichen Gesundheitswesen auf die Spur zu kommen. Die Autorin kontrastiert Zerrbilder und Geschlechterstereotypen mit deren konkreten Handlungsweisen. Frauen mit heilkundlichen Fähigkeiten wurden zwar nicht verfolgt, aber Obrigkeiten strebten danach, magische Heilmethoden konsequent zu unterdrücken. Die dezidiert gegen Frauen geäußerten Polemiken sind oft direkt auf männliche Konkurrenten zurückzuführen, auf deren Professionalisierungstendenz und allgemeiner auf einen gesellschaftlichen Wandel der Bedeutung von Gesundheit und der Geschlechterbeziehungen.

Landpfarrer genossen in Sachsen zur Reformationszeit, das ergeben die Recherchen von Jay **Goodale**, ein relativ leichtes Leben in den Dörfern. Allerdings blieben sie dort immer Außenseiter, auch wenn sie versuchten, mit unterschiedlichen Strategien diesen Status zu überwinden. Gudrun **Piller** wertet die im 18. Jahrhundert verfasste und seit 1993 edierte Lebensgeschichte einer Hamburger Bürgerin hinsichtlich Körper und Sprache aus. Die in der Lebensbeschreibung zahlreich erhaltenen Krankengeschichten geben die Möglichkeit, sich mit dem Schreiben über Körper, Krankheit und Schmerz auseinander zu setzen. Mit Selbstzeugnissen befassten sich auch Marcus **Funck** und Stephan **Malinowski**. Sie schlagen vor, die Adelsgeschichtsschreibung durch Einbeziehen autobiografischer Quellen zu beleben – nur in Ergänzung zum „bewährte[n] sozialgeschichtlichen Instrumentarium“ (266), wie sie sich beeilen zu betonen. Die beiden bringen Beispiele von Egodokumenten aus dem Kaiserreich und der Weimarer Republik und weisen damit auf die Vielfalt deutscher Adelskulturen hin.

Dietmar **Hüser** macht mit der komplexen Szene sozialkritischer französischer Rap-Bands bekannt. Mit dem Rechtsruck in Frankreich galt diese Musik als anti-französisch, anti-national und anti-republikanisch, produziert von integrationsunfähigen und -unwilligen Immigranten in den Vorstädten. Die Musiker wurden mit zahllosen einschlägigen xenophoben und jugendfeindlichen Klischees belegt und mit Anklagen, Prozessen und Maßnahmen überschüttet. Selbst bei wohlwollender Haltung zu dieser Kultur, gibt Hüser zu bedenken, müsse klar sein, dass Kultur allein nicht soziale Integrationsleistungen vollbringen und die Kosten sozio-ökonomischer Umbrüche tragen kann.

Francisca **Loetz** präsentiert die aktuelle französische Sozialgeschichte in Selbst- und Fremdeinschätzungen. Sie will damit einen Anknüpfungspunkt bieten – um zu schauen, was FachkollegInnen aus Frankreich zur deutschen Debatte um die Neuorientierung des Faches beitragen könnten. Utz **Jeggle** liefert seine Eindrücke zu einer Ausstellung über Sachsen-Anhalt in der Geschichte und Gerald **Sieder** schließt das Heft mit einem Nachruf auf Eric R. Wolf. Die letzte Nummer mit dem hl. Antonius auf dem Deckel enthält vier Aufsätze und ebenso viele kürzere Beiträge im Forum (zu Körpergeschichte, zur Krise der

Geschichtswissenschaft *Jenseits des linguistic turn*, nochmals Wolfram **Aichinger** der sich ebenfalls mit dem „linguistic turn“ auseinandersetzt, genauer mit dem Buch „How we think they think“ von Maurice E. F. Bloch und dessen Gedanken zu Kultur und Kognition, dem Verhältnis von sozialer Außenwelt und mentaler Innenwelt; Ingar **Kaldal** aus Trondheim stellt ein Projekt zur Erforschung kultureller Prozesse in nordischen Waldsiedlungen vor). Dazu gibt es einen Rezensionsteil in dem neben anderen Utz **Jeggle**, Rolf **Lindner**, Rebekka **Habermas** oder Edith **Saurer** Lesefrüchte anbieten.

Für das Heft 1 des Jahrgangs 2000 schrieb Otto Gerhard **Oexle** *Über die Mentalitäten deutscher Geisteswissenschaftler 1933 – und nach 1945* und liefert damit einen Beitrag zur Debatte über die Haltung prominenter deutscher WissenschaftlerInnen, die mit dem 42. Deutschen Historikertag in Frankfurt am Main 1998 in Gang gekommen war. An Begriffen, Debatten, Denkfiguren und Deutungsmustern, zeigt der Historiker, dass wissenschaftliche Diskurse lange vor 1933 mit jenen des Nationalsozialismus zusammenpassten, ähnliches lässt sich für die Zeit nach 1945 konstatieren: ‚Mentalitäten‘, so Oexle, „haben keine ‚Stunde Null‘.“ (22)

Einem traditionell von der Volkskunde besetzten Thema widmet sich Norbert **Schindler** in seiner Abhandlung zu Fastnachtküchlein als soziales Gebäck, dessen Geschichte und Metaphorik. Schon der Titel macht klar, dass er freilich andere, weitere Perspektiven anlegt, als dies die alte Volkskunde tat. Schindler beschreibt das Gebäck als Teil frühneuzeitlicher ‚Volkskultur‘, als Ess- und Bewirtungsritual mit zahlungsmittelanaloger Funktion. Das Austeilen von Fastnachtküchlein an Untergebene als symbolische Entlohnung von Dienstleistung durch die Herren gehört damit in die Gattung „feudaler Reziprozitätsbräuche“, jahresbräuchlich terminierte Riten, die paternale Verantwortlichkeit ausdrücken, auch „soziale Diplomatie“ (39). Das Gebäck transportierte nicht nur Dankbarkeit sondern auch Zukunftswünsche – etwa sich die Loyalität des ‚einfachen Volkes‘ weiterhin zu sichern. Vor diesem feudalen Hintergrund entwickelte sich über die Jahrhunderte eine „‚demokratischere‘ Küchlein-Praxis“ zwischen Verwandtschaft, Nachbarschaft und so weiter; sie konnte kirchlich-grundherrschaftliche Genese „gleichsam kulturell [...] überlagern“. (51) Auch Jan **Peters** (*Leute-Fehde. Ein ritualisiertes Konfliktmuster des 16. Jahrhunderts*) ist es um ‚Volkskultur‘ der frühen Neuzeit zu tun; weitere Aufsätze behandeln ritualisierte Konfliktmuster im 16. Jahrhundert, Unanständigkeit von Gelehrten der Frühen Neuzeit, und Anony **LaVopa** reflektiert über die wissenschaftliche Arbeit von Norbert Elias und versucht zu erheben, wie dessen wissenschaftliches Werk durch die jeweiligen Entstehungskontexte geformt worden ist.

Im Forum wird die Präsentation nationaler historischer und kulturwissenschaftlicher Fächer beziehungsweise Forschungsrichtungen fortgesetzt – Kerstin **Sundberg** liefert einen Überblick zu schwedischer Forschung im Bereich der Mentalitätsgeschichte, der historischen Anthropologie, der neuen Kulturgeschichte und der Mikrogeschichte sowie einen kurzen Bericht über den Stand der Debatte. Martin **Dinges** nutzt das Forum für eine ausführliche Rezension von Eva Labouvies Kulturgeschichte der Geburt und warnt vor „Gefährdungen“, „die bei der Rezeption von Ergebnissen aus der Volkskunde bestehen.“ (149) Wobei er sich, das muss fairerweise bemerkt werden, auf das Fach im 19. Jahrhundert und bis erste Hälfte des 20. bezieht. Daran schließen sich unter „Lektüren“ vier kürzere Buchbesprechungen.

Heft zwei beginnt mit einem Beitrag Susanna **Burghartzs** über *John Smiths Geschichtsschreibung zu den Anfängen Virginias*. John Smith, eine der zentralen Gründerfiguren der Kolonie 1612, stand mit seiner ambivalenten Beurteilung der ‚eingeborenen‘ Kultur völlig in der Tradition der kolonialen Begegnungen zwischen EuropäerInnen und autochthoner Bevölkerung. Die Wahrnehmung der Fremden schwankt zwischen Nähe und Distanz, Überlegenheit und Bewunderung, Reziprozität und Übervorteilung; Burghartz deutet diese Idee des „Austausches, aber unter ungleichen Bedingungen“ als Grundlage für erfolgreiches Etablieren von Kolonien in der ‚Neuen Welt‘. Mit adeligen Ehen im 18. Jahrhundert zwischen Liebe und Strategie beschäftigte sich

Silke **Lesemann**, ihr zentrales Anliegen ist zu zeigen, dass strategische Orientierung hinsichtlich Eheschließung Liebesempfindungen nicht ausschloss. Am Beispiel niedersächsischer und altmärkischer Adelsfamilien und mit Hilfe von Briefwechsellern und (Leichen-)Predigten (aus der Mitte des 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts) macht sie nachvollziehbar, dass die Veränderungen zum ‚romantischen Zeitalter der Liebe‘ weniger krass sind, wie oft behauptet, der Wandel weniger massiv ist, als konstatiert. Theoretisch-methodisches Prinzip Lesemanns ist es, Emotionen als sozial konstituiert zu betrachten (nach Esther Goody); auffallend ist der sorgfältige Umgang mit Begriffen, die nicht selbstverständlich verwendet, sondern in konkreten Kontexten definiert werden. Der nächste Artikel über Kastraten in der opera seria bleibt im höfischen Bereich. Das Verschwinden der Kastraten von den Opernbühnen im Lauf des 18. Jahrhunderts wird mit der zeitgleichen Durchsetzung des ‚two-sex models‘ erklärt.

Die DDR appellierte auf unterschiedlichen Ebenen an den Gefühlshaushalt ihrer BürgerInnen, wie Dorothee **Wierlings** Aufsatz *Über die Liebe zum Staat – der Fall der DDR* verdeutlicht. Die DDR bekam offiziell emotional besetzte Eigenschaften zugeschrieben, die denen der Nation ähnelten, wengleich dieser Terminus bis in die 1970er Jahre vermieden wurde. Über familiäre Gefühle, über die Dreierbeziehung Staat – Eltern – Kinder etwa, versuchte man, Liebe zum Staat zu installieren. Eine weitere Strategie stellte Personifizierung dar; zum Zwanzigjahrjubiläum des Staates, wurden in zahlreichen Medien Porträts von 1969 ebenso alten ‚Modellbürgern‘ publiziert, die zur Identifikation anregen und Leitbilder für alle abgeben sollten. Die Verinnerlichung der Liebe und Treue zum Projekt DDR hat schließlich viel mit den Beziehungen zwischen den Generationen zu tun – die Idee DDR verknüpfte die alten Antifaschisten, die bekehrten HJ-ler und die Nachgeborenen. Insbesondere nach dem Ende der DDR äußert sich Loyalität zu Eltern auch als Loyalität zur DDR. Wierling sieht den eigentlichen Erfolg der Liebes-Propaganda darin, dass es gelungen ist, zur Not durch Strenge und Strafe, unausweichlich persönliche Beziehungen zwischen Menschen und Staat herzustellen.

Im Forum skizziert Manfred **Engel** das Forschungsprojekt *Romantische Anthropologie*, das die Geschichte einer Protodisziplin zugänglich machen will, nämlich die Erforschung des Menschen im späten 18. Jahrhundert bevor sie sich im 19. Jahrhundert zusehends in Einzeldisziplinen (und spezifische Anthropologien) auflöste. Hauptziel des Projekts ist demnach, weitgehend vergessene Schriften bibliografisch zu erschließen. Roland **Hirte** bespricht eine Doppelausstellung, die 1999 zu sehen war; die Klassik-Stiftung zeigte Zeichnungen von Goethe in Buchenwald, die Gedenkstätte richtete im Schillermuseum in Weimar „Vom Antlitz zur Maske“ ein, wo Gesichtsabgüsse, Bilder und Dokumente jüdischer NS-Opfer ausgestellt wurden. Eigentlich nützt Engel diese beiden Ausstellungen und die 1997 im Jüdischen Museum Wien gezeigte „Masken. Versuch über die Schoa“ als Aufhänger, um zu erzählen, wie diese Masken überhaupt entstanden sind und befasst sich folglich mit Fachgeschichte und Menschenbild der naturwissenschaftlichen Anthropologie. Sollten die Gesichtsmasken einst das physische Anderssein der Juden belegen, erzeugen sie heute in den genannten Ausstellungen Schmerz und damit, so hofft Hirte wenigstens, eine Hinwendung zu den Menschen – mit Mitteln moderner konzeptioneller Kunst wird versucht, einen angemessenen Umgang mit Hinterlassenschaften der Anthropologie vor dem Hintergrund des Holocaust zu finden.

Vor mehreren kurzen Rezensionen gibt es noch eine Analyse des 1994 produzierten ersten Spielfilms „Vor dem Regen“ des in England lebenden Filmemachers Milcho Manchevski. Erik **Tängerstad** führt die Ergebnisse des interdisziplinären workshops „One Film – Many Histories: An Inquiry Into the Film ‚Before the Rain‘“, der 1999 im Europäischen Hochschulinstitut in Florenz stattgefunden hat, zusammen.

Das letzte Heft des Jahrgangs 2000 (auf dem Titelblatt übrigens eine 1960er Jahre-Hausfrau beim Küchlibacken, umgeben von ihrer begierigen Familie) leitet John **Brewer** ein – mit einer Untersuchung über die verschiedenen Formen der Darstellung eines 1779 mitten in Covent Garden aus Leidenschaft begangenen Mordes. Brewers Intention ist, zu verstehen wie und warum verschiedene Fassungen dieser Geschichte über Liebe und Wahnsinn konstruiert und gestaltet worden sind. Der Mordfall findet sich in den

unterschiedlichsten Quellen, in Zeitungsartikeln, als juristischer und medizinischer Fall, in Roman und Biografien, sie taucht in Zusammenhang mit politischen Pamphleten auf und in historischen Arbeiten. Trotzdem ist die Form der Darstellung nicht nur eine Sache des Genres, sondern hängt mit den AutorInnen und deren Zielsetzungen zusammen.

Auf die Komplexität des Terminus „soziale Identität“ macht Laurence **Fontaine** am Beispiel von Kolporteurs, Wanderhändlern, im frühneuzeitlichen Europa aufmerksam. Im geschichtswissenschaftlichen Umgang wurde Identität bislang „von oben konstruiert“ (345), ohne Rücksicht auf individuelle Prozesse der Aneignung oder Verinnerlichung. Identitäten ließen sich vielmehr als „Auseinandersetzung um Repräsentation verstehen“, als „symbolische Waffen“ (350) – sie machen soziale Zugehörigkeiten und deren Grenzen deutlich, liefern Normen für das ‚Eigene‘ und das ‚Andere‘. Fontaine präsentiert die Kolporteurs als Akteure, die aktiv mit den ihnen zugewiesenen Identitäten umgingen, sie mit Selbstdarstellung verbanden und sie auch für sich, zu ihrem Vorteil zu nutzen wussten.

Ein Kollektiv von vier Autorinnen bemüht sich dann um ein neues historisches Verständnis von Familie bezogen auf die englische Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie

kritisieren, dass Familienforschung Familie aus dem gesellschaftlichen Kontext herauslöse: Familie werde im „sozialen Labor so weit fragmentiert, dass das komplizierte Geflecht von Beziehungen, jenseits der vermeintlichen Grenzen zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten, nicht mehr sichtbar wird.“ (359) Vaterschaft, Geschwister, häusliche Dienstleistungen und Untervermietung führen sie unter anderem als Bereiche an, die in historischen und Gegenwartsanalysen oft vernachlässigt werden, aber an Hand derer verdeutlicht werden könnte, dass Familie durchlässig und flexibel in ihren Grenzen, nicht klar definierbar ist und „weit davon entfernt, eine natürliche Einheit zu sein.“ (381) Die Definition von Familie sei als als Kerneinheit zu hinterfragen und ein neues Verständnis für die Bedeutung dieser Beziehungen zu entwickeln.

Inge **Brinkman** sammelte im Rahmen einer Feldforschung in Südostangola Erklärungsmuster für den dortigen langjährigen Krieg. Von der Militärpolitik wurde der Gegensatz zwischen Menschen aus der Stadt und jenen aus dem Busch als absoluter Gegensatz postuliert. Brinkman versucht den Bedeutungen dieser Kategorien bei der betroffenen Bevölkerung näherzukommen. Die sich bekämpfenden Militärs – UNITA (besetzte und benutzte die Kategorie Busch) und MPLA (Kategorie Stadt) – tyrannisierten die Bevölkerung, gleichermaßen in Busch und Stadt und versuchten die jeweilige vermeintlich der Gegenpartei anhängende Bevölkerungsgruppen umzuerziehen. Die Menschen wurden gewaltsam aus der Stadt in den Busch gebracht (von der UNITA) oder umgekehrt (von der MPLA). Dorfleben und Landwirtschaft wurde praktisch unmöglich gemacht – Frieden wird demnach in den Interviews mit Ackerbau in Verbindung gebracht, auch mit der Freiheit sich von einem Ort zum anderen zu bewegen. Dem folgt noch ein ethnologischer Beitrag von Fritz W. **Kramer** über *Baumgärten und agrarische Riten in Afrika*. Kramer beschreibt die Funktion und Bedeutung der in mehreren afrikanischen Landschaften vorzufindenden Baumgärten, eigens angelegte oder von Rodung verschonte Haine, die Ort ritueller Handlungen sind. Der für die Landwirtschaft so wichtige saisonale Wandel wird mittels agrarischer Riten bewusst gestaltet, die Baumgärten bilden die Bühne. Diese Riten und ihre Schauplätze fügen sich in moderne Prozesse ein: die Anteilnahme moderner StädterInnen oder TouristInnen wird begrüßt, denn sie verleiht etwa dem Golib, einem elaborierten Saatritus, Glanz, Medienberichte machen daraus ein nationales Ereignis. Im Forum legt Michael **Mitterauer** Ergebnisse seines kritischen Umgangs mit Jared Diamonds Thesen zum Zusammenhang von Landwirtschaft und dem „Aufstieg Europas“ dar. Mitterauer greift Fragestellungen des Autors auf und denkt sie weiter; an den Beispielen der Verbreitungsgeschichte von Roggen und Hafer etwa muss Diamonds Vorstellung vom engen Zusammenhang von Domestikation und Kulturentwicklung relativiert werden. Positiv bewertet wird „transkulturell vergleichende[...] Geschichtswissenschaft“ (431), eingeschränkt, dass die Entwicklung Europas im Vergleich zu anderen Weltregionen nicht allein auf Basis landwirtschaftlicher Faktoren erklärt werden kann. Kaspar **Maase** schlägt vor, Ästhetische Erfahrungen,

genauer Phänomene der Popular- oder Massenkultur und deren Vorgeschichte, verstärkt zum Gegenstand historischer Kulturforschung zu machen. Er verweist auf die Vielfalt der Quellen, die Zeugnisse wechselnder ästhetischer Erfahrungen bieten, stellt für diesen Text den Versuch in den Vordergrund, Gewohnheiten des Empfindens, Kompetenzen und Praktiken der Wahrnehmungen und Aneignung des Schönen zu rekonstruieren. Unter anderem geschieht dies durch die Analyse von SchülerInnenaufsätzen aus den 1920er Jahren, die über Lektüreerlebnisse berichten.

Oliver **Rathkolb** sucht nach Gründen für die späte Wahrheitssuche diverser Historikerkommissionen in Europa und führt die Verzögerung vor allem auf den Kalten Krieg, auf den raschen Schlusstrich nach 1945 mittels national lancierter Nachkriegsmythen, Wiederaufbaumythen, die bis in die 90er Jahre keine differenzierteren Sichtweisen zuließen.

Thematisch nicht weit entfernt ist Michael **Leismann**, der sich anlässlich der Internationalen Holocaust-Konferenz von Stockholm 2000 Gedanken über die potentiell nachteiligen Folgen der Nutzung dieser und ähnlicher Veranstaltungen durch Politik macht. In Stockholm, so bemerkt Leismann, wurde beispielsweise bei oder mit dem Thema Holocaust europäischer Grundkonsens „einfach und billig“ (458) erzielt. Erinnerung ist bei der Politik schlecht aufgehoben. Den Abschluss des dritten Heftes bilden nochmals Lektüren.